

Querverlag

Jan Stressenreuter

Mit seinen Augen

Roman

© Querverlag GmbH, Berlin 2008

Erste Auflage März 2008

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale unter Verwendung einer Fotografie von Roman Marzinger (getty images).

Druck und Weiterverarbeitung: Fuldaer Verlagsanstalt GmbH & Co. KG
ISBN 978-3-89656-151-0
Printed in Germany

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:
Querverlag GmbH, Akazienstraße 25, D-10823 Berlin
<http://www.querverlag.de>

Weitere Informationen zum Autor unter www.stressenreuter.de

Anton vergrub die Hände in den Taschen seines Mantels und stolperte weiter Richtung Rhein, vorbei an zerfledderten Plakaten zur vergangenen Bundestagswahl. „Keine Experimente – CDU“, „Keine Wehrpflicht – Darum SPD“, wurde ihm in großen Lettern eingetrichtert. Irgendein Witzbold hatte Adenauers Gesicht mit einem riesigen Schnauzbart versehen und Erhardt ein drittes Doppelkinn gemalt. Anton hatte die Sozis gewählt, nicht, dass es etwas genutzt hatte. Der alte Mann mit dem verknitterten Gesicht hatte den größten Triumph seiner Karriere eingefahren und alles würde so weitergehen wie bisher.

Anton war kalt, Mitte Oktober war eine schlechte Jahreszeit, um sich nachts draußen herumzutreiben. Überhaupt war es eine schlechte Idee, sich herumzutreiben um diese Uhrzeit, noch dazu allein. Man tat das besser zu zweit oder zu dritt. Die Trümmergrundstücke am Rhein mit ihren Kriegsruinen, Kellern und Häusergerippen boten zu viel Angriffsfläche. Es wäre nicht das erste Mal, dass eine Gruppe von Halbstarken Jagd machte auf Männer wie ihn. Ein blaues Auge hatte er schon mehrmals kassiert und erst letzte Woche war der Walther krankenhauserreif geprügelt worden. Anton hatte davon in der Barberina gehört, es war Gesprächsthema Nummer eins am Tresen gewesen. Zur Polizei zu gehen war sinnlos, dann hatte man ein Strafverfahren am Hals, das unübersichtliche Gelände am Flussufer war den Ordnungsbehörden seit Längerem als Stätte unzüchtigen Treibens bekannt. Selbst in der Zeitung hatte ein kurzer Bericht über den Vorfall gestanden, im Lokalteil. Dem Ton des Artikels nach hatte sich Walther den Überfall selbst zuzuschreiben: Wer dem „homosexuellen Milieu“ entstamme und seine widernatürlichen Neigungen in aller Öffentlichkeit auslebe, brauche sich nicht zu wundern, wenn das gesunde Volksempfinden sich zu Wehr setze. Der Jargon klang verdächtig nach Drittem Reich, aber das er-

staunte weder Anton noch einen seiner Freunde. Der Journalist war in ihren Kreisen hinlänglich bekannt – angeblich war er selbst ein Verkappter, was die ganze Sache nur noch schlimmer machte.

Nervös sah Anton sich um, dann schlug er den Kragen seines Mantels hoch und zog den Hut tiefer ins Gesicht. Trotzdem hatte man keine Wahl, wenn man wie er veranlagt war. Wo sonst sollte man sich Befriedigung verschaffen? Etwa daheim? Bei dem Gedanken hätte Anton fast laut aufgelacht. Seine Mutter würde auf der Stelle der Schlag treffen, wenn sie ihn mit einem anderen Mann überraschen würde!

Es gab viel zu wenig Wohnraum in der Stadt. Mit seinen sechsundzwanzig Jahren wohnte Anton noch immer zu Hause, in einer kleinen Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung. Abgesehen davon, selbst wenn er eine freie Wohnung finden würde, konnte er die Miete dafür nicht aufbringen. Die Kriegswitwenrente seiner Mutter reichte bei Weitem nicht aus, um zu überleben; ein Gutteil seines Lohnes als Bademeister ging dafür drauf, neben seinem eigenen Unterhalt auch den seiner Mutter und seines Bruders Wilfried zu sichern.

In der Barberina und im Caroussel, oder wie die Lokale für Herren wie ihn alle hießen, konnte man zwar jemanden kennenlernen, aber mehr als Händchenhalten war meist nicht möglich, wenn überhaupt. Ein flüchtiger Kuss, wenn die Mamm im Steinernen Kännchen am Perlenpfuhl mal nicht hinsah. Hin und wieder traf man mal einen, der eine eigene Wohnung oder ein eigenes Zimmer zur Untermiete hatte, das war schon der Himmel auf Erden! Aber selbst dann musste man aufpassen, denn es gab ja immer noch die Wirtin oder die Nachbarn, die sich gerne das Maul zerrissen. Da blieben doch nur noch die Klappen und die dunklen Ecken der Trümmergrundstücke.

Normalerweise verabredete man sich zu viert, das funktionierte ganz gut. Zwei standen Schmiere, während die anderen beiden sich in einen der leer stehenden Keller zurückzogen, um ihren Spaß zu haben, und anschließend revanchierte man sich. Aber Anton hatte heute niemanden in den Lokalen gesehen, der ihn interessierte, und bei dem schlechten Wetter hatte auch keiner seiner Bekannten Interesse gezeigt, mit ihm zum Rhein hinunterzulaufen und das Treiben dort zu erkunden.

„Bleib doch hier!“, hatte der Groschen von der Barberina zu ihm gesagt. Eigentlich hieß der Mann Hugo, aber alle nannten ihn Groschen, weil sein Nachname tatsächlich Zehnpfennig war. „Wir haben nachher noch 'ne wunderbare Travestieshow. Die Schlangetta tritt wieder auf!“

Das Lokal war direkt an der Hohe Pforte, in dem einzigen Haus, das weit und breit den Bomben getrotzt hatte. Es lag im ersten und zweiten Stockwerk des Gebäudes und wurde von vielen Eingeweihten deshalb auch „Hochschule“ genannt und es hatte eine Nachtkonzession, das bedeutete, man konnte dort bis in den frühen Morgen ausharren. Aber obwohl Anton gerne dort sein Bier trank und zu später Stunde das Treiben des bunt gemischten Publikums aus Homosexuellen, Strichern, Nutten, Zuhältern und Künstlern beobachtete, wollte er heute keine Herren im Damenfummel sehen, er wollte einen Mann an sich spüren, das letzte Mal war schon Wochen her. Außerdem hatte er genug Kölsch getankt, um sich den Weg allein zuzutrauen. Ihm würde schon nichts passieren.

Anton lief über die Straße. Aus einer Kneipe drang hinter verschlossenen Jalousien Harry Belafontes *Banana Boat Song* hervor – „Negermusik“, wie seine Mutter das nannte und dabei den Kopf schüttelte. Er kreuzte den Heumarkt, zumindest das, was davon bisher wiedererstanden war. Nach dem Krieg war der Platz nicht mehr zu erkennen gewesen,

kein Stein hatte auf dem anderen gestanden. Selbst das Reiterdenkmal von König Friedrich Wilhelm war weggebombt gewesen, nur ein bronzenes Pferdebein hatte sich noch makaber in den Himmel gereckt. Zwar waren in den letzten Jahren Häuser aufgebaut worden, aber so wie früher würde der Heumarkt niemals wieder aussehen.

Anton scherte das nicht. Vor dem Krieg war er zu jung gewesen, um sich für Architektur zu interessieren, während des Krieges hatte er andere Sorgen gehabt und jetzt war er froh, wenn die Trümmer verschwanden. Er konnte keine Ruinen mehr sehen, keine Häuser, von denen nur noch die Fassaden standen und durch deren leere Fensteröffnungen man den Himmel auf der anderen Seite sehen konnte; er hatte das Grau in Grau der Nachkriegsjahre satt, den Schutt, den Staub, den Ruß, die klaffenden Löcher im Stadtbild. Je schneller neue Bauten hochgezogen wurden, desto besser. Wen interessierte es da, ob sie schön waren?

Zugegebenermaßen hatte der Wiederaufbau auch seine Nachteile: Je mehr Trümmer verschwanden, desto weniger Ecken gab es, in denen man sich mit Gleichgesinnten treffen konnte. Trotzdem blieben noch genug Stellen, wie zum Beispiel die Ruinen des alten Bürgerhospitals am Neumarkt. Dort war ein Gewölbekeller intakt geblieben, der als Treffpunkt gerne genutzt wurde. Die erste Bundesgartenschau in Köln, die im Frühjahr eröffnet worden war, hatte einem Großteil der Trümmerfelder allerdings den Garaus gemacht. Wäre es hell gewesen, hätte Anton auf der gegenüberliegenden rechten Rheinseite das moderne Dach des neuen Tanzpavillons inmitten des Rheinparks ausmachen können und die Seilbahn, deren Gondeln ein Stück stromabwärts über den Fluss schwebten.

Auch linksrheinisch waren nur noch wenige Schmuddelcken verblieben; die Stadt wollte den Touristen einen Blick über den Rhein auf ein sauberes, neues Köln bieten und

hatte mit harter Hand versucht, dem unsittlichen Treiben in der Nähe der Altstadt Einhalt zu gebieten – mit mäßigem Erfolg. Stricher, Nutten und Männer wie Anton ließen sich nicht gerne aus ihren angestammten Jagdgebieten vertreiben. Der beste Platz zum Klüngeln waren immer noch die halb stehengebliebenen Türme der Hohenzollernbrücke ganz in der Nähe, aber dort war es stockdunkel, auch dort ging man besser nicht alleine hin.

Anton stolperte und trat mit einem unterdrückten Fluch einen Stein beiseite, den er im Dunkeln übersehen hatte. Mittlerweile war er fast an seinem Ziel angekommen, einem versteckten Keller unweit des alten Stapelhauses, der noch nicht der Sanierung anheimgefallen war. Hier konnte man halbwegs ungestört und in Ruhe mit einem anderen Mann anbändeln. „Anständige“ Leute machten nachts einen Bogen um diese Ecke. Das zum Keller gehörende Haus existierte nicht mehr, ein paar bröckelnde Fassaden waren alles, was die Bomben übrig gelassen hatten, die Treppenstufen nach unten jedoch waren frei zugänglich – in ein Niemandsland der schnellen Lüste. Wenn der Rhein über die Ufer trat, stand hier alles unter Wasser – aber Hochwasser gab es nur im Frühjahr. Im Herbst bewegte sich der Fluss eher träge in seinem nahe gelegenen Bett.

Anton zog einen Kamm aus der Hosentasche und strich damit durch seine dunklen, von Pomade glänzenden Haare, danach zündete er eine Zigarette an, balancierte sie im Mundwinkel wie sein Idol James Dean und setzte sich abwartend auf einen kleinen Mauervorsprung. Es war eine klare, mondhelle Nacht. Wenn er stadteinwärts schaute, konnte er die Umrisse des Doms ausmachen, aber Antons Augen suchten unruhig die Umgebung ab, seine Ohren lauschten den Geräuschen von Schritten.

Schon kurze Zeit später näherte sich eine Silhouette. Ein Mann um die vierzig mit grau gescheitelten Haaren und in

einem korrekten, dunklen Anzug bat verhalten um Feuer und versuchte, ein Gespräch anzufangen. Anton antwortete höflich, aber kurz angebunden, der Ehering an der rechten Hand des Mannes ließ sein Interesse im Keim ersticken. Anton hatte keine Lust, als Objekt für die unterdrückten Fantasien eines Familienvaters herzuhalten. Der Mann verstand den Wink mit dem Zaunpfahl, zog sich Entschuldigungen murmelnd zurück und verschwand Richtung Klappe am Tauzieher. Das Pissoir auf dem Platz zwischen Malakoffturm, Drehbrücke und Tauzieher-Denkmal war die ganze Nacht geöffnet und erfreute sich regen Zuspruchs. Aber Anton wollte keine schnelle Nummer, zumindest nicht heute.

Plötzlich glitten zwei Lichtkegel durch das Dunkel und das Knattern eines VW-Motors war zu hören. Eine Streife! Hastig trat Anton die verräterische Glut seiner Zigarette aus und drückte sich mit angehaltenem Atem in den Schatten der Kellerruine. Erneut näherten sich Schritte, jemand rannte auf sein Versteck zu. Anton konnte den Schotter unter den Sohlen des Ankömmlings knirschen hören und fühlte sein Herz schlagen. Jetzt war es so weit! Jetzt war er geliefert! Panisch drehte er den Kopf nach einem Fluchtweg, aber es war zu spät.

Im selben Moment sah er im Licht des Mondes einen Schatten, der sich zwei Meter von seinen Füßen entfernt über den Mauervorsprung warf und im Dreck liegenblieb. Nur Sekunden später tasteten sich die Lichter der Autoscheinwerfer langsam über die Stelle des Kellereingangs hinweg und drehten dann wieder ab. Anton atmete erleichtert auf. Fast hätte er sich vor Angst in die Hose gepinkelt.

„Die Luft ist rein!“, flüsterte er aus seinem Versteck dem Schatten zu und spürte, wie der andere Mann vor Schreck erstarrte. Im Dunkel der Kellerruine hatte er Anton nicht bemerkt. „Alles in Ordnung“, beruhigte ihn Anton. „Die Polente ist weg.“ Er trat aus der Dunkelheit und machte ein paar

Schritte auf die noch immer am Boden kauernde Silhouette zu. Anton streckte ihm eine Hand entgegen und der Mann ergriff sie zögernd und zog sich nach oben. Das Gesicht in den Schatten drehend, klopfte er den Schmutz von seiner Hose und wollte sich davonmachen, aber Anton hielt ihn zurück.

„Wie wär's mit einem kleinen Dankeschön?“, sagte er.

„Oh ... ja, natürlich ...“ Der Mann suchte verlegen seine Taschen ab und erwiderte dann: „Tut ... tut mir leid, ich habe meine Geldbörse verloren.“ Noch immer war sein Gesicht nicht zu erkennen. Von der Statur her war er etwas größer als Anton. Er trug eine dunkle Stoffhose und unter dem abgewetzten braunen Sakko konnte Anton ein weißes Hemd und eine schwarze Krawatte aufblitzen sehen. Seine Stimme klang jung. Jung und verunsichert, fast ängstlich.

„Ich bin nicht so einer“, entgegnete Anton erbost. Noch nie hatte ihn jemand für einen Strichjungen gehalten. „Ich nehme kein Geld!“

„O Gott, Entschuldigung ... ich ... ich wollte Ihnen nicht zu nahe treten! Bitte entschuldigen Sie!“ Die Stimme klang jetzt fast flehend und endlich drehte der Mann Anton sein Gesicht zu. Breite Schultern, strohblonde, streng nach hinten gekämmte Haare, ebenmäßige, glatte Gesichtszüge, kaum Bartwuchs und ungefähr im selben Alter wie Anton. Am erstaunlichsten aber waren seine Augen: Sie schimmerten, nein, im Dunkel der Nacht leuchteten sie grün und erinnerten Anton sofort an die Augen einer Katze. In diesem Fall allerdings einer Katze, die sich in die Enge gedrängt fühlte und hektisch nach einem Ausweg suchte, alle Muskeln angespannt, bereit, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit die Flucht zu ergreifen.

„Keine Angst“, versuchte Anton sein Gegenüber zu beruhigen und schob seine Brille zurecht. „Vor mir brauchst du dich nicht zu fürchten. Ich bin auch nur auf der Suche nach ein bisschen Spaß.“

„Ich ... ich weiß nicht, was Sie meinen! Ich habe einen Spaziergang gemacht. Etwas frische Luft geschnappt!“ Die Stimme des Mannes wurde schrill.

Anton schnaubte belustigt auf. „Natürlich. Wir alle machen hier nur einen kleinen Spaziergang. Nachts um drei durch die Trümmer. Deshalb verstecken wir uns auch vor der Streife.“ Er legte dem Mann seine Hand auf die Schulter, aber der zuckte unter der Berührung zurück.

„Das ist ein Missverständnis, mein Herr! Ich ... ich bin nicht so, wie Sie meinen. Ich bin nicht einer von ... denen.“ Ängstlich schüttelte er Antons Hand ab und dann war er plötzlich in der Nacht verschwunden.

Sprachlos blieb Anton zurück. Was für ein Idiot!

Er rauchte noch eine Zigarette und machte sich dann auf den Heimweg. Die Lust auf ein Abenteuer war ihm für heute vergangen.

Als er die Tür zur Wohnung aufschloss, brannte in der Küche noch Licht. Antons Mutter, die obligatorische Kittelschürze umgebunden, die ergrauten Haare zu einem formlosen Dutt aufgesteckt, saß vor der Nähmaschine und arbeitete den Saum eines Kleides um. Ihre Füße betätigten den Motor der alten, noch aus der Zeit vor dem Krieg stammenden Maschine.

„Mutter, du verdirbst dir die Augen!“, sagte Anton und deutete auf die fahle nackte Glühbirne über ihr. „Und außerdem ist es mitten in der Nacht! Geh ins Bett!“

„Das Kleid muss morgen fertig sein. Ich habe es der Frau Doktor versprochen!“, nuschte seine Mutter mit ein paar Stecknadeln zwischen den Lippen. Dann nahm sie die Nadeln aus dem Mund, seufzte und rieb sich über die müden Augen.

„Die Frau Doktor kann auch mal ein oder zwei Tage warten“, erklärte Anton verärgert. „Die hat doch Kleider genug im Schrank hängen!“

„Wir können das Geld gut gebrauchen, Junge. Das weißt du doch.“

Anton verzog das Gesicht. Es hasste es, dass seine Mutter neben ihrer Putzstelle auch noch Abend für Abend bis tief in die Nacht für andere Leute Kleider schneiderte, reiche Leute, die ihr einen Hungerlohn dafür bezahlten. Es erinnerte ihn jedes Mal daran, wie knapp bei ihnen das Geld war, und so sehr sie sich auch streckten und bemühten, nie kamen sie auf einen grünen Zweig, jeden Pfennig mussten sie zweimal umdrehen. Als sie nach dem Krieg in Köln ankamen, vertrieben von den Polen aus der schlesischen Heimat, hatten sie nichts besessen außer dem, was sie am Leibe trugen.

Sehr viel besser ist es seitdem nicht geworden, dachte Anton verbittert und sah sich in der kärglich bestückten Küche um. Wir werden nie zu den Gewinnern gehören. Wenn Vater noch leben würde ...

Aber Erwin Kortniak war aus dem Krieg nicht zurückgekommen, 1944 hatte die Familie die Nachricht erhalten, dass er für das Vaterland in treuer Pflichterfüllung sein Leben gelassen hatte. Irgendwo in Russland, den genauen Ort hatten sie nie erfahren.

„Hm? Was?“ Die Stimme seiner Mutter riss ihn aus seinen Gedanken.

„Wo du jetzt erst herkommst, habe ich gefragt. Du hast doch morgen früh Dienst.“

„Ich war im Turnverein.“ Beide wussten, dass es eine Lüge war, aber sein Anderssein war ein Tabuthema zu Hause. Darüber sprach man nicht, das war einfach undenkbar. Und obwohl Anton seiner Mutter nie reinen Wein eingeschenkt hatte, war er sicher, dass sie wusste, woher der Wind wehte. Vor nicht allzu langer Zeit hatte er unter seinem Kopfkissen einen ausgeschnittenen Illustriertenartikel gefunden, in dem die „widernatürliche Verwirrung eines Teils der männ-

lichen Nachkriegsjugend“ auf die abhanden gekommenen Vaterfiguren zurückgeführt wurde. Dieser Fingerzeig war wie eine stillschweigende Absolution gewesen. Jetzt bestand die größte Sorge seiner Mutter darin, dass die Nachbarn von der unglücklichen Veranlagung ihres ältesten Sohnes etwas mitbekommen könnten. Diese Schande hätte sie nicht ertragen.

„Frau Müller aus dem ersten Stock hat neulich erst wieder so eine Andeutung gemacht. Wo du dich immer herumtreibst bis spät in die Nacht. Warum du dich denn nie mit Mädchen treffen würdest und ob nicht bald mal eine Heirat anstünde.“ Seine Mutter sah ihn flehend an und Anton wusste genau, dass sie trotz allem tief in ihrem Innersten noch immer darauf hoffte, dass er wieder „normal“ werden, ein nettes Mädchen kennenlernen würde und sie mit ein paar Enkelkindern beglückte.

„Die Müller soll vor ihrer eigenen Haustür kehren!“, erwiderte er heftig. „Es geht sie einen feuchten Dreck an, mit wem ich mich treffe! Und ich treibe mich nicht herum!“

„Anton!“

„Schon gut. Tut mir leid. Ich geh jetzt ins Bett!“ Anton drückte seiner Mutter einen Kuss auf die Stirn und klappte die Tür zum Kinderzimmer hinter sich zu. Wilfried, sein achtzehnjähriger Bruder, schlief schon tief und fest in seinem Bett auf der anderen Seite des Zimmers. Während er sich auszog, dachte Anton sehnsüchtig darüber nach, wie schön es wäre, eine eigene Wohnung oder wenigstens ein eigenes Zimmer zu haben, etwas, das man als Privatsphäre bezeichnen konnte. Stattdessen mussten Wilfried und er sich mit einem Bücherregal behelfen, das sie als Sichtschutz zwischen ihren Betten längs im Raum aufgebaut hatten.

Dann tauchte plötzlich das verängstigte Gesicht des jungen Kerls mit dem Blondschoopf vor ihm auf. Ein Hübscher war das gewesen. Die schmalen Hüften und die breiten

Schultern, dazu diese Augen Er würde einen ganzen Monatslohn verwetten, dass er doch vom anderen Ufer war! Antons Hand glitt wie von selbst unter seine Schlafanzughose und er musste aufpassen, dass das quietschende Bettgestell seinen Bruder nicht aus dem Schlaf riss, während er seiner Erregung Tribut zollte. Erst nachdem er sich mit einem Handtuch abgewischt hatte, konnte er an Schlaf denken. Ganz bestimmt würde er diesem hübschen Jungen noch mal über den Weg laufen. Und dann ...